

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kleine Plagen

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Kleine Plagen.

Wir haben in diesem Sommer am Rhein uns bitter zu beklagen gehabt, über die ungeheure Menge und die Blutgier jener Mücken, die unter dem Namen Rheinschnaken allgemein bekannt sind. Aber was will die Plage, welche diese Thiere uns verursachen, gegen jene Qualen bedeuten, welche Vieh und Menschen von solchen stechenden Insekten in den Niederungen Sibiriens zu dulden haben, wo Alexander von Humboldt, in der Barabinssteppe, sich genöthigt sah, eine Maske von geflochtenem Draht oder Haar vor dem Gesichte zu tragen, wenn er Beobachtungen anstellen wollte! Nicht minder sind die Bewohner in den Küstenländern und Stromthälern Süd-Amerikas von diesen Thieren heimgesucht, und wer in Indien ruhig schlafen will, der muß schon eine nicht geringe Gewandtheit zeigen, wenn er Nachts sich nicht entsetzlich zerstechen lassen mag. Das Schlafengehen ist dort eine Kunst. Da die Vorhänge, welche das Bett umgeben ringsum unter der Matrage befestigt sind, so muß man erst wohlbedächtig zusehen, wo man einsteigen will. Nachdem man endlich eine Wahl getroffen hat und zu einem festen Entschluß gekommen ist, dann nimmt man in die rechte Hand einen Pentak oder Wedel, der gewöhnlich aus Rosshaaren verfertigt ist. Wenn man jedoch schon, auf Kosten seines Blutes und seiner Haut, Erfahrung genug erworben hat, so reicht auch ein Handtuch schon aus. Mit der linken Hand packt man den Rand jenes Theils vom Vorhange, der an dem Plage, wo man einsteigen will, unter der Matrage befestigt ist; dann treibt man beim Scheine der Lampe, deren Docht von Kokosöl genährt wird, und die in jedem Schlafgemache Ostindiens am Boden brennt, die Mückenschwärme mit dem Wedel oder Tuche fort. Man muß dabei wohl acht geben, daß man den blutdürstigen Feind auch wirklich in die Flucht geschlagen hat. Gelingt das unglücklicherweise nicht völlig, so ist für die nächste Nacht an keine Ruhe zu denken; denn die abscheulichen Thiere scheinen wohl zu wissen, worauf es eigentlich abgesehen ist. Sie benehmen sich, man könnte sagen so standhaft wie gediente Soldaten,

die schon oft das Feuer erprobt haben; sie eilen zum Sturme, drängen heran, und kehren sich weder an Wedel noch Tuch.

Doch nehmen wir einmal an, der Feind sei zurückgeschlagen worden. In diesem Falle macht man schnell eine Oeffnung, die aber nicht um das Mindeste größer sein darf als der Körper, und schlüpft dann möglichst rasch hindurch. Gelingt alles, so geht die Sache gut, und man freut sich nicht wenig, daß die Muskiten uns nichts anhaben können, und in ohnmächtiger Wuth gegen die straffgezogenen Vorhänge anprallen.

Aber wehe dem armen Menschen, wenn es einem dieser entsetzlichen Plagegeister gelingt, sich mit uns in das Bett zu schleichen! So dumm ist die Mücke nicht, daß sie Einen durch Summen auf ihre Gegenwart aufmerksam machte. So lange man wach bleibt, und sie also leicht tödten könnte, bleibt sie stumm, und mit der Gewisheit, daß man eine ungestörte Nacht verbringen werde, läßt sie einen einschlafen. Aber des Menschen Hoffnung ist eitel. Kaum sind die Gesichte des Tages entschwunden, und die lieblicheren der Nacht aufgetaucht, kaum drückt der Schlaf mit seiner Allgewalt uns die müden Augen zu, so glaubt man Trompetengeschmetter zu vernehmen. Man schrickt auf, man wähnt nun in der Nähe werde ein tödlicher Kampf ausgestritten, aber man findet auch gleich, daß man friedlich im Bette liegt. Doch man hat die Töne der Muskitos gehört, und nun ist keine Ruhe mehr. Es bleibt keine andere Wahl als zu siegen über den grausamen Gegner oder sich entsetzlich quälen zu lassen. Man will nicht eher einschlafen, bis man den Feind erlegt hat. Man stellt sich also als schlafe man, und die Mücke läßt sich wieder hören. Anfangs kreist sie ziemlich hoch über dem Haupte, sie kommt aber allmählig immer niedriger, bis sie fast das Ohr berührt, auf welchem sie wahrscheinlich Platz nehmen will. Wüthend und mit einem plötzlichen Ruck erhebt man die Hand, und versetzt sich selber eine Ohrfeige, daß einem der Kopf brummt, und mit der man viele tausend Mücken im Nu zerquetschen könnte, wohl

gemerkt, wenn sie gerade auf der Stelle säßen, die man trifft. Man lebt der frohen Hoffnung, daß es nun um den Feind geschehen sei, man murmelt etwas vor sich hin, das einem Fluche gleicht, und auf befriedigte Rache deutet, und drehet sich behaglich um. Aber kaum sind ein Paar Minuten vergangen, so hört man, wie zum Hohn, abermals dasselbe Gesumme, das Einen jetzt wahrhaft zur Verzweiflung bringt. Dennoch horcht man, denn sehen kann man ja den Feind nicht. Aus seinen Bewegungen glaubt man abnehmen zu können, daß er es diesmal auf die linke Hand abgesehen; man wartet daher bis der Gesang aufhört, und gibt sich dann einen zweiten Schlag, der aber den Feind eben so wenig ums Leben bringt wie der erste. Man entdeckt gleich darauf daß man Stiche auf den Fußsohlen und den Ohren hat; wie das aber geschehen ist, wissen die indischen Götter. Durch die schmerzenden Wunden wird man in eine noch höhere Wuth versetzt; besonders weil sie auf eine so

hinterlistige Weise beigebracht wurden. Man stützt sich auf die Knie um zu sechten und zu fluchen; man ergreift ingrimmig den Bedel, schlägt damit im ganzen Bette herum, und wenn man sich heiß und matt gearbeitet hat, meint man, es sei nun um die blutgierigen Bestien geschehen. Unter solchen Kämpfen, die beinahe immer fruchtlos sind, und wobei man bald seine Wunden drückt, bald flucht und wettert und um sich schlägt, vergeht die Nacht, welche gar kein Ende nehmen will. Gegen Morgen endlich fällt man matt und müde in einen bleiernen Schlaf, und überläßt sich völlig den Gegnern, die nun ungestört Menschenblut schmausen. Wird man später geweckt, so findet man leicht die übersatteten Ungeheuer, die gewöhnlich oben am Bette sitzen. Jetzt schlägt man sie tod; aber was hat man nun von der Beute weiter, als einen zerstochnen und zertrasteten Körper und eine verlorene Nacht? Das sind eigentlich keine kleinen, sondern große Plagen.

Der Wohlthäter.

Folgende Schilderung ist buchstäblich wahr. Vor nicht langer Zeit starb zu N. N. im Gasthose zum goldenen Horn ein wohlhabender Mann, der an jenem Orte eine Wohnung suchte. Er war an dem ganzen Tage vergebens umhergewandelt, und kehrte gegen Abend im Horn ein, wo er ein Nachtlager verlangte. Er war verdriesslich und so klang auch seine Forderung verdriesslich. Der Wirth entgegnete auf gleiche Weise: es sei kein Platz. Der Fremde aber erklärte, er werde nicht von dannen gehen, und nach langem Wortwechsel, wollte der Wirth wohl oder übel, er mußte ihm den Willen thun. Nun blieb der Mann auch den folgenden Tag da, und dann wieder einen, und immer so fort. Jeden Abend machte er reine Rechnung, und sagte: Morgen zieh ich aus. Wenn aber der Morgen kam, blieb es beim Alten nach wie vor, und er starb im Horn, nachdem er dort fünf und zwanzig Jahre als Gast gelebt hatte. So wie

ihn hier erst der Trog, dann die Gewohnheit festgehalten hatte, so hielt er sich auch in allen anderen Dingen immer an Eine Weise. Winter und Sommer stand er um dieselbe Stunde auf, und ging, bis andere Leute wach waren, ohne Licht im Hause hin und her. Nie veränderte er seine Geräthschaften, und wie er immer in demselben Zimmer wohnte, in demselben Bette schlief, so aß er immer mit demselben Messer, trank aus derselben Tasse und saß Abends im Gesellschaftszimmer jedesmal auf demselben Stuhle in der Nähe des Ofens. Außerdem hatte der Mann noch eine andere Sonderbarkeit, die wohl mancher seinem reichen Better wünschen möchte. Von ärmeren Verwandten wurde er bisweilen um Geld angesprochen. Dann erkundigte er sich immer, ob der Mann, der von ihm borgen wollte, auch thätig und ordentlich sei, und lautete der Bericht günstig, dann pflegte er zu sagen: Geld wegzuleihen habe ich ver-